

Bruno Kreisky Forum
22. Mai 2007

Europäische Universitäten – Globale Herausforderungen

Wie lassen sich forschungs- und lehrfreundliche Strukturen schaffen?

Helga Nowotny im Gespräch mit Wilhelm Krull

Begrüßung

Begrüßung durch Max Kothbauer (Vorsitzender des Universitätsrats der Universität Wien) mit Bezug auf die Reformen, welche an der Uni Wien vor einigen Jahren in Angriff genommen wurden und die Ähnlichkeit der Wiener Universität mit der Universität Göttingen (ähnliche Kompetenzfelder). Herr Kothbauer sprach ebenfalls über die Schwierigkeit von Inner- und Außeruniversitärer Beziehungen und die sich daraus ergebenden Konflikte. Beste Erfahrungen wurden zum Beispiel im Universitätsrat mit Mitgliedern die aus dem Universitätsbereich kommen (aber nicht zwangsläufig von der eigenen Universität sind) gemacht. Der Universitätsrat wurde zu einer echten Plattform und die Universität Wien hat das Ziel, ein Ort guter Forschungs- und Lehrbedingungen zu sein. Eine interne Änderung war weiters die Reihung von nötigen Investitionen im Haus nach Wichtigkeit.

Herr Kothbauer beschrieb, dass – eng mit der Ökonomie verlinkt - Forschungsförderungsinstitutionen letztlich Enormes leisten.

Mit dem neuen Rektorat von Herrn Prof. Engel wurde der Versuch gestartet, die Forschungsdimension im Rektorat neu zu besetzen und der Forschung noch einen stärkeren Stellenwert zu geben.

Aber es wurde auch dafür gesorgt, dass Lehre auch in jenen Fächern funktioniert, die von Elite-orientierten Unis weniger geliebt werden. Der Zugang zur Universität ist einerseits Chance, aber andererseits auch Problem. Es muss für jeden Studenten die Möglichkeit gegeben sein, das Studium ordentlich zu führen. Eine Vizerektorin wurde daher neu dafür eingestellt, um sich um die Studenten zu kümmern.

Das Allerwichtigste war jedoch, dass sich die einzelnen Fakultäten darüber klar werden mussten, was sie wirklich wollen (in den Bereichen Forschung, Lehre, Außenwirkung, etc.). Die Zielvereinbarungen des Rektorats mit den Fakultäten erfolgen daher nach den (von den Fakultäten) selbst konzipierten Plänen. Aufgabe dabei war, dass die Fakultäten sich selbst ihre akademischen Kriterien für die eigene als auch externe Evaluierung vorgeben

Einleitung

Frau Nowotny hat die Veranstaltungs-Reihe „Wissenschaft im Gespräch“ des Bruno-Kreisky-Forums vorgestellt und betont dass die Rahmenbedingungen hinter Wissenschaft immer wieder kritisch zu reflektieren sind und das heutige Thema vorgestellt.

Als weitere Fragen des heutigen Abends wurden Folgende zusätzlich angesprochen: „Was fehlt an unseren Curricula, was ist schlecht, was sollte verbessert werden?“ und als zweiten Inhaltsfaden „Stiftungen in Europa“. Philanthropie ist in den USA von Beginn an passiert, in Europa stellt sich verstärkt die Frage, welche Rolle Stiftungen für den europäischen Hochschulsektor spielen können, zumal der Ausmaß der staatlichen Finanzierung kaum zunehmen wird.

Megatrends im Forschungsbereich

Herr Wilhelm Krull wurde als Gast vorgestellt. Er hat unter anderem ein Papier über die sechs „Megatrends“ verfasst; einer dieser Trends ist die zunehmende Bedeutung der modernen Informations- und Kommunikationstechniken auch im Forschungsbereich. Beispiel dafür ist zum Beispiel der Zugang zu elektronischen Fachzeitschriften, welcher in Wien kaum besteht. Hier geht es um Infrastruktur, die sich rasch wandelt (Zeitschriften, Simulationsmodelle, etc.). Wie ist die Situation in Europa im Vergleich zu den USA?

Das Schlagwort „Digitalisierung des Wissens“ umfasst alle Bereiche des Lebens und ist nicht nur auf Hochschulen beschränkt. Die Digitalisierung der Bibliothekssysteme hinkt in Europa weit hinterher, oft mangelt es schlicht an der nötigen Software. Wie kann man einen Zugang zu Publikationen, zu gemeinnützigen Produktionen die mit öffentlichen Mitteln gefördert wurden, sicherstellen?

Es besteht einerseits der „öffentliche“ Bereich der Produktion, aber wie kann es sein, dass der Publikationsbereich privat ist? In Großbritannien arbeitet der Wellcome Trust an einer radikalen „open-access-policy“ mit Zugang zu akademischem Wissen nicht nur für Europa, sondern auch für die Dritte Welt.

Probleme bestehen nicht nur im elektronischen Bereich: Durch Sparmaßnahmen entstehen Lücken im Bibliotheksbereich, weil das gesamte Portfolio nicht mehr finanziert werden kann. Ein weiteres Handicap ist das Preisdiktat durch einige wenige Verlage. Historische Datenbestände müssen, auch für eine bessere Nutzung innerhalb der Universität aufgearbeitet werden. Universitätsintern besteht generell ein unterschiedlicher Zugang zu neuen Medien innerhalb der diversen Fachrichtungen. Manche sind bereits mehr Richtung Digitalisierung orientiert als andere. Den Sprung vorwärts zu schaffen ist jedoch mit erheblichen Investitionen verbunden.

Im Sinne der „open-access-policy“ ist Wissenschaft ein öffentliches Gut, auf das die Öffentlichkeit ein Anrecht hat. Wo sieht man Wissenschaft als öffentliches Gut in Gefahr, wo passiert eine neue Öffnung nach außen, die man ohne Vorurteile angehen soll?

Finanzkrise der öffentlichen Hand

Mit der zunehmenden Finanzkrise in nahezu allen europäischen Ländern ergeben sich Probleme an den Schnittstellen von privater und öffentlicher Forschung.

In den späten 80ern und frühen 90ern wurde erstmalig die Öffnung der Wissenschaft für Wirtschaft ein Thema. Heute ist die Frage aktuell, wie man Rahmenbedingungen, Zielvorgaben ohne Vorurteile schaffen und Vertrauen sicherstellen kann. Ein Schlagwort hierfür könn-

te „public-private partnership“ sein: Wirtschaftsfreundliche Universitäten, Universitätsstrukturen sind von Nöten, die in Kooperation mit der Wirtschaft Forschungsfinanzierung betreiben.

Öffnung der Universitäten für private Zuwendungen – Entwicklung einer Fund-Raising-Kultur

Das generelle Hauptproblem in Österreich, aber auch in Deutschland, ist, dass überhaupt einmal das Bewusstsein erzeugt werden muss, dass Steuermittel alleine nicht für die Zukunft der Universitäten ausreichen und Glaubwürdigkeit in das System hineinzubringen. Immer mehr mittlere/große Stiftungen errichten eigene, 1500-1800 StudentInnen umfassende, Institutionen und drücken damit ihr großes Misstrauen gegenüber öffentlichen Hochschulen (ein unkontrollierbares Umfeld aus der Sicht der Financiers) aus.

Die Situation kippt, wenn man zeigen kann, dass Reformen in „herkömmlichen“ Universitäten sehr wohl möglich sind. Hochschulen haben in der Vergangenheit bewiesen, dass sie sich aus der Wissenserstarrung gelöst haben und ihre eigenen Geschäfte autonom und effizient führen.

Eine Anmerkung am Rand des Gespräches war, ob es nicht auch eine Frage der Größe von Stiftungen ist. Ist es zum Beispiel für kleine Stiftungen nicht attraktiver, eine kleine Privatuniversität zu unterstützen – auch aus Gründen des Einflusses – als staatliche Universitäten, wo der Einfluss des (privaten) Geldgebers naturgemäß niedriger ist?

Reputation Sharing

Ein Report der Europäischen Union zum Thema „Giving More for Research in Europe“ zeigt einen klaren Unterschied zwischen den USA und Europa: Die Frage der Reputation. Geld wird in den USA von reichen Privatpersonen direkt an Hochschulen mit entsprechendem Namen gegeben und macht bis zu 80% des zusätzlichen Einkommens aus. Diese Kultur des Gebens hat sich so entwickelt, dass Privatpersonen Geld an Universitäten geben und im Austausch dafür ein Teil der exzellenten Reputation auf diese Unternehmen/Stifter/Privatpersonen abfährt.

Ein reeller Nachteil Europas ist, der regelrechte „Schwund“ an Kapital durch die Hyperinflation in den Zwischenkriegsjahren und die „Abwanderung von Kapital“ in der Zeit des Nationalsozialismus. In Europa fand dadurch keine so große Vermögensanhäufung wie in den USA statt. Wie Eingangs schon erwähnt, ist in Europa jedoch auch die Kultur des „Gebens (Geld) und Nehmens (Guter Ruf/Reputation)“ erst am Entstehen.

Momentan ist es leicht für die Peripherie wie botanischer Garten, historische Gebäude, medizinischer Bereich (hier spielt das menschlich Anrührende eine Rolle) Geld zu akquirieren. Die Herausforderung liegt darin, wie man es schafft, für die eigentlichen Kerngebiete der Universität Geld zu erhalten.

Um Hochschulen instand zu setzen bedarf es eines Prozesses der Glaubwürdigkeitsgewinnung.

Hebelwirkung Stiftung

Stiftungen haben nicht die Macht, an der Basis/Breite etwas zu verändern – man soll sie eher als Hebelwirkung betrachten. Eine Ausnahme stellt der Welcome Trust in Großbritannien dar: er wird teilweise schon als „Staat im Staat“ gesehen, da er direkt mit der britischen Regierung über Infrastrukturprogramme (mit Hunderten Millionen an Investitionssummen) verhandelt.

Der Rest Europas ist jedoch von solchen Investitionssummen weit entfernt. In Norditalien sind zum Beispiel eine Fülle an auf Privatbanken basierenden Stiftungen entstanden, die als Ziel meist eine regionale Unterstützung haben. Hier ist es wichtig, den Focus mehr auf Wissenschaft und Forschung zu bringen, als auf die Errichtung von – im Unterhalt und der Instandsetzung teuren – neuen Museen etc. und Privatpersonen zu animieren, große Summen auch in den Hochschulbereich zu geben.

Die Rolle der österreichischen Steuererleichterungen

In Österreich gibt es viele Stiftungen, aber wenige haben die Förderung von Forschung und Entwicklung als Aufgabe. Welche Rolle spielen im österreichischen Stiftungswesen die steuererleichternden Rahmenbedingungen?

Auffällig ist, dass die Stiftungskultur in Österreich völlig anders ist als in anderen Ländern im Bezug auf eine gemein-/privatnützige Nutzung. Es gilt, den Gedanken einer Stiftung für den Wissenschafts- und Kulturbereich in den Vordergrund zu bringen und attraktive Angebote zu schaffen. Der Prozess, wie man Geld von Privaten in den Hochschulbereich bringt, ist schwierig, aber es ist notwendig ihn weiter auszubauen.

Wie forschungs- und lehrfreundliche Strukturen schaffen?

Wo liegen die größten Defizite, wenn man von forschungs- und lehrfreundlichen Strukturen spricht? Welche Prioritätensetzungen sind notwendig, um dorthin zu kommen wo man gern sein möchte? Wie stehen wir im globalen Vergleich da?

Vielfach herrscht das Bild vor, dass in den USA alles viel besser ist. Die allererste Botschaft soll sein: Wir sind in vielen Bereichen sogar besser als die USA! In Europa gibt es doppelt so viele Promovierte wie in den USA, zudem ist Europa der Wissenschaftsraum mit den meisten Publikationen im Jahr weltweit. Europa steht also nicht im Büßerhemd da.

Segmente, wo Europa jedoch klar hinter den USA liegt, sind meistzitierte Arbeiten und Nobelpreise. Hier sind uns die USA deutlich voraus.

In den USA besteht ein klares Segment von Forschungsuniversitäten (High Education Institutions), wozu nur etwa 300-400 aller US-amerikanischen Universitäten gehören. Die Diskrepanz der Ausbildungsqualität ist dabei riesig.

Die USA haben um 1900 das deutsche Modell der Humboldtschen Universität übernommen und die amerikanischen Vorzeigeuniversitäten arbeiten heute noch danach. Im Gegensatz dazu hat die Regionalisierungspolitik der Hochschulen im Österreich der 60er und 70er Jahre natürlich auch „regionale“ Universitäten hervorgebracht.

Investitionen in Bildung und Wissenschaft

In der EU wird im Vergleich mit den USA in diesen Bereich deutlich weniger investiert. Selbst die besten Universitäten Deutschlands schneiden um den Faktor 3 schlechter ab als die ETH Zürich und um den Faktor 10 wenn sie mit amerikanischen Universitäten verglichen werden.

Diese „Unterfinanzierung“ ist nicht von heute auf morgen änderbar. Durch den Bologna-Prozess sind allerdings auch neue Chancen sichtbar geworden: zum Beispiel die Etablierung von Graduate-Schools, welche mit niedrigeren Studentenzahlen arbeiten und die Einbindung von außeruniversitären Einrichtungen.

Der Zusammenschluss von außeruniversitären high-quality-Einrichtungen mit privaten Universitäten zeigt, dass deutsche Ausbildungsprogramme dadurch selbst für Graduates aus den USA oder Japan attraktiv werden. Die Frage ist, wie man es schafft, in diesen neuen Strukturen Kreativität zu etablieren.

Die Notwendigkeit, Curricula ernst zu nehmen

Als letztes Thema wurde die Notwendigkeit, Curricula ernst zu nehmen, darin eine intellektuelle Herausforderung zu sehen, angesprochen. Die Umgestaltung von Curricula ist Teil der Herausforderung, Universitäten auf das Zeitalter der Globalisierung vorzubereiten und an die nächste Generation weiterzugeben.

Was ist an unseren Curricula mangelhaft, was müssen wir verändern?

In den letzten Jahren erfolgte ein unter dem Stichwort des Bologna-Prozesses ein Umdekorieren und Zuschneiden von bestehenden Strukturen. Was früher als Diplomstudium abgehalten wurde, wird heute als Master-Studium verkauft.

Die Frage, was ein Student nach drei Jahren Bachelor-Studium an Kenntnissen erworben haben, was braucht er, wofür qualifiziert man wen, wurde kaum gestellt.

Es ist essentiell, sich als Universität die Frage zu stellen, was mit welchem Studiengang erreicht werden soll und was die Zielgruppe ist. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Universität Bayreuth, deren Philosophie-Fakultät nur mit drei Professoren besetzt war und kaum mehr Studierende hatte. Die Fakultät trat die Flucht nach vorne an und kreierte einen neuen Studiengang mit dem Thema „Philosophy and Economics“. In der Planungsphase wurden Gespräche mit der Wirtschaft geführt und das Curriculum intensiv durchgesprochen. Innerhalb von zwei Jahren hat sich die Zahl an Studierenden komplett geändert und zieht mittlerweile hoch-intelligente (high-potential) Studenten nicht nur aus Deutschland an. Die Fakultät hat es geschafft, Attraktivität trotz des geringen Lehrpersonals zu gewinnen.

Dieser Prozess wird in den nächsten Jahren für jede einzelne Hochschule aktuell. Die Frage, wohin wir ausbilden, was die Personen am Ende des Curriculums können sollen, was sie am Ende außer Fachkenntnissen benötigen, ist zentral. Ein Beispiel aus dem medizinischen Bereich: für jedes größere Forschungsfeld wurden renommierte, hervorragende Ärzte gefragt, was Studenten am Ende ihres Studiums außer Fachkenntnissen noch benötigen, noch können müssen. „Wer nur die Chemie versteht, versteht auch die nicht wirklich.“

Dieser Text stellt eine persönliche Zusammenfassung der Gesprächsrunde im Bruno Kreisky Forum vom 22. Mai 2007 dar und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder Richtigkeit. Die einzelnen Beiträge spiegeln die Aussagen und Meinungen der Diskussionsteilnehmer und keine persönliche Meinung der Autorin wider.

Alle Rechte sind der Verfasserin vorbehalten. Es dürfen ohne Zustimmung weder Teile noch das gesamte Dokument veröffentlicht werden.

Auch wenn im Text nicht explizit ausgeschrieben, beziehen sich alle personenbezogenen Formulierungen auf weibliche und männliche Personen.

Krems, 24. Mai 2007

Veronika Neudorfer

Studentin „Export-Orientiertes Management“
IMC Fachhochschule Krems